

Cornejo, Renata

Die Ich-Spaltung als das "Eine" und das "Andere" am Beispiel des Romanes Das andere Gesicht von Anna Mitgutsch

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 2005, vol. 19, iss. 1, pp. [163]-180

ISBN 80-210-3783-0

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/105853>

Access Date: 16. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

RENATA CORNEJO, KATEDRA GERMANISTIKY, UJEP, ÚSTÍ NAD LABEM

DIE ICH-SPALTUNG ALS DAS ‚EINE‘ UND DAS ‚ANDERE‘ AM BEISPIEL DES ROMANES *DAS ANDERE GESICHT* VON ANNA MITGUTSCH

Der Poststrukturalismus stellt die Subjekt-Konzeption der Moderne und die damit verbundenen Hierarchiekonzepte und Hegemonieansprüche in Frage. Statt des schöpferischen, liberalen und autonomen Subjekts postuliert Lacans poststrukturalistische Theorie ein gespaltenes bzw. dezentriertes Subjekt, das sich nicht mehr als Ein- und Ganzheit erfahren kann. Der Individualisationsprozess des Menschen beginnt nach Lacan schon in der präödpalen Entwicklungsphase, und zwar im sog. „Spiegelstadium“ (6.–18. Monat), in dem das Kind sein eigenes Bild bereits erkennt und sich mit diesem identifiziert: „Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen [...], als eine beim Subjekt durch Annahme eines eigenen Bildes ausgelöste Verwandlung“ (Lacan:64). Die Identifikation mit dem eigenen Spiegelbild suggeriert außer einer körperlichen auch eine psychische Ganzheit, die als eine „wahrhafte Identität“ (Lacan:67) erst erkannt und durch den Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache überwunden werden muss.

Die Sprache ist als linguistisches und gesellschaftliches Regelsystem schon vor dem Subjekt da, denn es kann sich nur über und in der Sprache denken. Zur Spaltung des Subjekts führt bereits sein Eintritt in die Sprache, in der sich das Ich gleichzeitig als Subjekt der Aussage (Ich/je) und als deren Objekt (Ich/moi) erfährt. Diese Spaltung des Subjekts ist bereits im Spiegelstadium präsent, indem das Ich nicht nur ein wahrnehmendes, sondern gleichsam auch ein wahrgenommenes Ich ist, die Bedeutung des Subjekts gleitet unter dem Signifikanten. Das dezentrierte Subjekt versteht Lacan als einen offenen Prozess der zwei sich überlagernden Diskurse – des Bewussten und Unbewussten. Das Ich ist dann „ein Anderer, ist in sich heteronom, ist geprägt von der [...] konstituierenden Differenz von Ich und Anderem, Bewußtem und Unbewußtem.“ (Weber:19)

Die Lacansche Subjekttheorie leugnet die Möglichkeit eines einheitlichen Subjekts, sie kennt jedoch die Tendenz zur Einheit als Begehren, die Spaltung zu überwinden und die Bedeutung im identifikatorischen Gestus zu fixieren. Im Unterschied zu Lacan, der das dezentrierte Subjekt als gender-neutral begreift, postuliert der feministische Poststrukturalismus die These von einer genderbedingten Subjektspaltung:

Während in der bürgerlich-patriarchalischen Gesellschaft das männliche Ich von außen in eine bestimmte Rolle fixiert wird, kann das weibliche durch seine vielfältige, zum Teil sehr widersprüchliche Rollenposition eine Beweglichkeit annehmen, die subversiv wirken kann. (de la Motte:129)

Nach ihrer Auffassung ist das traditionelle, einer Selbstreflexion fähige Subjekt allein auf die erlangten Erkenntnisse angewiesen, es misst dem Unbewussten keine Bedeutung bei. Ein solches Konzept entspricht jedoch nicht einer weiblichen Erfahrung, und deshalb müssen die Frauen andere Strategien für die Erkenntnis der Welt und Subjektivität entwickeln. Während das männliche Ich von außen in einer bestimmten Rolle fixiert wird, kann das weibliche Ich durch seine vielfältige, zum Teil sehr widersprüchliche Rollenposition eine Beweglichkeit annehmen, die u.a. auch subversiv wirken kann. Die französischen Theoretikerinnen befreien zum ersten Mal das Weibliche aus seiner ‚Spiegelbefangenheit‘ im Männlichen und bestimmen das ‚Andere‘ als Differenz. Innerhalb der Logik des ‚Einen‘ und des ‚Anderen‘ kann sich auch Frau als Subjekt setzen und das ‚Eine‘ werden, indem es sich dem ‚anderen‘ Bewusstsein entgegensetzt. Die Auseinandersetzung des Ich/des Eigenen mit dem Nicht-Ich/dem Anderen kann identitätsstiftend und subjektkonstituierend werden, denn das „Fremde ist in uns selbst. Und wenn wir den Fremden fliehen oder bekämpfen, kämpfen wir gegen unser Unbewusstes – dieses ‚Uneigene, unseres nicht möglichen ‚Eigenen,“ (Kristeva:208)

1 Das Gesicht, das nicht eins ist. Das Ich und das ‚Andere, als subjektkonstituierender Impetus

Für die erfolgreiche Konstituierung eines Selbst bzw. einer eigenen weiblichen Identität ist die Auseinandersetzung mit dem Fremden im Eigenen (Kristeva) von tragender Bedeutung. In *Das andere Gesicht* werden in diesem Sinne das Eine und das Andere als Personifikationen von zwei gegensätzlichen Prinzipien entworfen – dem dominant Rationalen (Bewussten) und dem dominant Emotionalen (Unbewussten). Die Frauenfiguren Sonja und Jana fungieren auf den ersten Blick als Dichotomie von männlich und weiblich (animus und anima), sie scheinen das in traditionelle binäre Oppositionen des logozentrischen Denkens gespaltene weibliche Ich – Rationalität/ Irrationalität, Bewusstsein/Unbewusstsein, Aktivität/Passivität, Realität/ Irrealität, ‚Sinn/Wahnsinn‘¹ etc. (die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen) – zu repräsentieren. Der Romantitel *Das andere Gesicht* sowie der Name der Protagonistin Jana können als bewusst gesetzte Signale gedeutet werden, die auf die Interpretationsmöglichkeit des Gesamttextes hinweisen. Janus-Kopf bedeutet laut Fremdwörterbuch „Kopf mit zwei in entgegengesetzte Richtung blickenden Gesichtern (oft als Sinnbild des Zwiespalts)“ (Duden 2001:469), janusköpfig so viel wie „sich von zwei entgegengesetzten Seiten zeigend; doppelgesichtig“ (Duden 1996:787).

¹ In diesem Roman bezieht sich die Dichotomie von männlich und weiblich auch auf die binäre Opposition Sinn/Wahnsinn, in der Sonja als männliches Prinzip den Sinn (die Realität) und Jana als weibliches Prinzip den Wahnsinn (den vollkommenen Realitätsverlust) darstellt.

Janusköpfigkeit meint also Doppelgesichtigkeit, das Ja und Nein zugleich. Die in die entgegengesetzte Richtung blickenden Gesichter symbolisieren einerseits die Zwiespältigkeit und den Widerspruch, andererseits gilt der zweigesichtige Gott Janus auch als Gott der Übergänge und des Durchgangs, dessen Tempel doppeltürig und zu Kriegszeiten geöffnet war, so dass der Schlüssel zum Symbol des Janus wurde. (Lurker:353) Auf den Roman *Das andere Gesicht* übertragen versinnbildlicht die Metapher des doppelgesichtigen Janus-Kopfes das getrennte, gespaltene Subjekt als das andere Gesicht, das Fremde in sich selbst und die Frage nach einer Möglichkeit der Überwindung dieser Trennung, nach einem Schlüssel zum Durchgang bzw. dem Übergang aus dem Einen in das Andere und umgekehrt.

Sowohl Sonja als auch Jana verfügen über ‚ein Gesicht‘ das ihnen nur in eine Richtung zu blicken ermöglicht. Da Sonja das Ein-Sein in der Ordnung zunächst absolut setzt, ist für sie Janas Fremdheit einerseits eine Bedrohung, mit der sie nicht umzugehen weiß, da sich das Unbewusste/Irrationale/Chaotische der Kontrolle der Vernunft entzieht, andererseits aber auch ein Fascinosum mit starker Anziehungskraft. „Ränder üben eine Faszination aus. Die Ränder des Schweigens, die Grenzen des Sagbaren, die Ränder des Bewusstseins, die Grenzbereiche des Rationalen, die Grenze der Identität.“ – bekennt Mitgutsch in ihren Grazer Poetik-Vorlesungen. (Mitgutsch 1999:55) In der patriarchalen Gesellschaft ist es dem weiblichen Ich nicht möglich, seine Identität voll zu entwickeln, da das Weibliche als das Andere eine Bedrohung für die symbolische Ordnung darstellt und demzufolge innerhalb dieser nur ‚domestiziert‘ oder ‚internalisiert‘ existieren kann. Dieses Dilemma, „daß Frauen immer nur zu einem Teil dessen, wozu sie fähig wären, existieren können“, wird am Beispiel der beiden Frauenfiguren ausgetragen, indem sie als „zwei Existenzweisen – die zwei Möglichkeiten, zu sein“ (Kunne:15) – entworfen werden: innerhalb des Systems mit der oktroyierten Rollenzuweisung (Sonja) oder sich diesem System zu verweigern, aus diesem ausgeschlossen, ausgegrenzt (Jana) zu existieren. In diesem Sinn können die beiden Existenzmöglichkeiten als Spiegelungen des einen weiblichen Ich aufgefasst werden, das sich nur getrennt bzw. zweigesichtig realisieren kann. Die Konstellation Sonja/Jana spiegelt die gesellschaftlich bedingte Polarisierung männlich/weiblich mit entsprechenden Rollenzuweisungen wider, wobei Sonja das männliche Prinzip der Rationalität und Ordnung als das ‚Eine‘ repräsentiert, Jana dagegen das weibliche Prinzip der Irrationalität und der Verweigerung der Ordnung als das ‚Andere‘ (hier ‚das andere Gesicht‘) darstellt.

[...] sie wußte nicht, wovon ich sprach, sie glaubte nur, was sie sah und mit Händen ergreifen konnte, mit ihren praktischen Händen und ihrem schnellen Verstand. Von den Ahnungen wußte sie nichts, die hielt sie für Unsinn, sie liebte das Tageslicht, die scharfen Konturen. Was konnte sie wissen von den Zwischenzeichen, den Spiegeln, den Nächten, in denen unheimliche Verwandlungen geschahen. (Mitgutsch 1991:150f.)

lautet Janas Charakteristik, in der Sonja als der vernünftige, wirklichkeitsbezogene Tagesmensch beschrieben und festgelegt wird. Die Setzung Sonjas als

männliches Prinzip wird durch die Stilisierung in die Rolle des Beschützers, Wächters und Besitzers des Anderen unterstrichen, sie übernimmt und verinnerlicht in der Beziehung zu Jana die Rolle des Mannes in einem patriarchalen Rollenmuster: „Stell dir vor, Jana, ich wäre ein Junge gewesen [...]. Er hätte dich unter den anderen Kindern gesehen, selber kaum älter, aber mit seinem noch unverdorbenen Bedürfnis, Macht auszuüben, begierig darauf, dich zu beschützen.“ (Mitgutsch 1991:180) Diese Rolle vermittelt ihr das Gefühl der Stärke und Überlegenheit, durch die sie sich innerhalb der zugewiesenen Rollenverteilung in einer patriarchalischen Gesellschaft in ihrer Leistungsfähigkeit, in ihrem Wert und eigener Identität als emanzipierte Frau immer wieder bestätigt fühlt:

Und ich nahm die Rolle der Beschützerin gerne an, sie gab mir das Gefühl von der Stärke, von Überlegenheit [...]. Ich fühlte mich als die Ältere, Klügere, Gewandtere, deren Schutz Jana so dringend brauchte, daß ich bald unabkömmlich war, immer in ihrer Nähe bleiben mußte, denn sie verstand ja nichts, nicht einmal, daß das, was wir machten, ein Spiel war. Diese Rollenverteilung blieb unverändert [...]. (Mitgutsch 1991:9f.)

Sie braucht und missbraucht das Rollenspiel, in dem Jana als die Schwächere und Unterlegene Sonjas andere Seite – das ‚andere Gesicht‘ – symbolisiert und das aus ihrem Leben bewusst verdrängt werden muss. Sonja sieht Jana mit ‚fremden‘ Augen (Männeraugen) und reproduziert die weibliche Unterwerfung, indem sie sich als Subjekt gegenüber Objekt setzt (Jana wird zu ihrem Forschungsobjekt, das es zu analysieren gilt), denn eine Subjekt-Setzung ist ohne eine Objekt-Setzung in der symbolischen Ordnung nicht möglich: „Ich wußte es damals nicht, aber es waren Achims Augen, mit denen ich mir angewöhnt hatte, sie [Jana] zu sehen. [...] Ich hatte mir Achims Gefühle zu eigen gemacht. [...] Ohne es zu bemerken, lernte ich sie zu behandeln, wie Achim sie behandelte, wie einen Gegenstand.“ (Mitgutsch 1991:263f.) Sonjas Subjektsetzung gegenüber Jana manifestiert sich auch in der Erzählform des Romans als eine alternierende Außen- und Innenperspektive. Sonja bemüht sich als sachlich berichtende Erzählerin der Geschichte von Jana einen Rahmen, eine Chronologie und einen Sinn/Zweck zu geben. Die ‚Verschriftlichung‘ von Janas Geschichte aus der Position einer distanzierten, um Objektivität bemühten Beobachterin stellt einen Versuch dar, das ‚Fremde‘, und das sich der Vernunft entziehende Unverständliche zu bannen und durch die Sprache unter Kontrolle zu bekommen. Ihre karge, genaue und fantasiearme Sprache, denn Sonja „fehlt der Mut zur Erfindung“ (Mitgutsch 1991:17), ist eines der Mittel, die bestehende Ordnung und die Illusion einer ungebrochenen Identität aufrechtzuerhalten:

Ich kehrte zu meinem bürgerlichen Leben zurück, von dem sie mich abgehalten hatte. Arbeit. Regelmäßigkeit. Erholung als Pflicht absolviert, Spaziergänge, Morgengymnastik, Konzerte. Arbeit, korrekt und pünktlich. Ich kann nicht sagen, daß es mich glücklich machte. Leere läßt sich mit Arbeit zudecken, Arbeit bringt Erfolg. (Mitgutsch 1991:273)

Arbeit und geplante Ausübung von Interessen sollen dazu dienen, das zwanghaft angestrengte Bild eines Ich als Ganzes zu projizieren und der Gefahr der

Selbst- und Identitätslosigkeit durch die In-Frage-Stellung der eigenen Subjektsetzung im bestehenden System zu entkommen, obwohl sie das Gefühl, ihr fehle etwas und sie lebe am eigenen Leben vorbei – „[...] mein Leben war nicht auffindbar“ (Mitgutsch 1991:37) – immer deutlicher wird: „[...] mein Tag begann mit einer unerträglichen Leere, in die ich meine Arbeit hineinstopfte.“ (Mitgutsch 1991:211) Das männlich konnotierte Ich mit den rigiden Ich-Grenzen ist ein Ich, das eine Entwicklung hin zur Perfektion simulieren soll. Sonjas Ein-Sein in der Ordnung mit klaren Grenzen, innerhalb deren ihre durch die symbolische Ordnung zugewiesene Identität bestätigt wird, wird durch Janas Anderssein bedroht, das sich dem Zugriff der Vernunft und der Klarheit entzieht. Eine solche Unbestimmtheit und Nichteindeutigkeit deutet Baumann als subversive Macht, da dadurch die Künstlichkeit der Trennung in klare Oppositionen sichtbar gemacht und die Plausibilität der Dichotomie in Frage gestellt wird:

Ihre Unbestimmtheit ist ihre Macht: Weil sie nichts sind, können sie alles sein. Sie machen Schluß mit der geordneten Macht der Opposition [...]. Sie stellen Oppositionen überhaupt in Frage, das Prinzip der Opposition selbst, die Plausibilität der Dichotomie, die es suggeriert, und die Möglichkeit der Trennung, die es fordert. Sie demaskieren die brüchige Künstlichkeit der Trennung. (Baumann:77f.)

Alle, die weder/noch sind, stellen das Entweder-Oder in Frage, d.h. das Prinzip der Opposition selbst, und müssen deswegen tabuisiert, unterdrückt, verdrängt oder „geistig exiliert werden“ (Baumann:78f.), da sie eine konstante Bedrohung für die symbolische Ordnung darstellen. Jana als das Andere und Fremde in der Ordnung muss ausgegrenzt werden – sie wird in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Ihre Ausgrenzung ist der Ausdruck der Gewalt eines patriarchalischen Machtsystems, das durch den Ein- und Ausschluss des Weiblichen als des Anderen gekennzeichnet ist.

Janas Ich ist, im Gegensatz zu Sonjas Ich-Setzung, nicht abgegrenzt, schwer fassbar, diffus und droht andauernd zu zerfließen. Im Unterschied zum „lückellosen Zwang“ (Mitgutsch 1991:190), dem sich Sonja von Anfang an widerstandslos unterordnet und angepasst hat, weigert sie sich, in die sprachliche symbolische Ordnung einzutreten und setzt ihr ihre eigene Sprache der Klänge und Realität der Träume entgegen:

Mit allen Mitteln bin ich auf die Suche gegangen, mit erlaubten und unerlaubten. Dort, wo es niemandem sonst einfiel, wollte ich suchen, in den Ritzen zwischen den Worten [...]. Die Übergänge wollte ich ausfindig machen [...]. In den Nächten seilte ich mich an den brüchigen Stricken der Träume ab [...]. (ebda:81)

Als Grenzgängerin zwischen der realen Welt des Bewussten und der irrealen Welt des Unbewussten, die nach einem Durchgang sucht, lehnt sie jeglichen Zwang von Klarheit und eindeutiger Zuordnung ab, sie ist nie ‚eins,, sondern vielgestaltig, doppelgesichtig und fließend im Sinne von Irigaray. In der Balance zwischen der Innen- und Außenwelt, dem Ein- und Ausschluss aus der symbolischen Ordnung der ‚Vatersprache,, die dem abstrakten Denken und Logos verpflichtet ist, bewegt sie sich unentwegt zwischen zwei getrennten Realitäten

(Traum und Wirklichkeit), so dass sie die Welt schließlich nur getrennt denken und fühlen kann. Die ‚andere Wirklichkeit, der Töne und Klänge wird für sie zunehmend zum letzten Rettungsort, an dem sie sich sicher und frei fühlt: „Von Tag zu Tag entglitt mir die Wirklichkeit, sie ängstigte mich immer mehr, und ich rettete mich jedes Mal mit letzter Kraft in mein Versteck, in mein Reich, schlug die Tür zu, ließ Musik auf meine Einsamkeit los, dann erst atmete ich auf.“ (ebda:73) Die Ich-Spaltung, bedingt durch das ständige Passieren der Wirklichkeitsgrenze zwischen dem Bewussten und Unbewussten, erfährt bei ihr eine radikale Steigerung bis hin zum Selbstverlust, als sie den Versuch der Anpassung an die bestehende Konvention (an die ‚eine Wirklichkeit,) unternimmt, ihre Andersartigkeit verdrängt und das Bild des genormten Weiblichen verinnerlicht.

Nach der ‚Behandlung, durch die Psychologin Karin, die hier die Rolle eines neuzeitlichen Pygmalions übernimmt und das Bild vom weiblichen Ideal ‚mit eigenen Händen formt, und auf ihre Patientin überträgt, wird Jana quasi ‚umprogrammiert, und setzt sich, entsprechend der patriarchalen Zuschreibung und Projektion vom Weiblichen, zum Lebensziel eine Wohnung mit hellen Zimmern und einer sauberen Küche, mit den Kindern am Tisch und einem Mann, dem sie in Liebe untertan sein wird, zu besitzen (vgl. Mitgutsch 1991:105). Ihre Hingabefähigkeit, Selbstaufopferung, ihre selbstlose Liebe und Treue zu Achim, einem egozentrischen Pseudokünstler, in dem sie die andere Hälfte, das Lebensziel und den Lebenszweck gefunden zu haben glaubt, wie ihr von der Psychologin Karin als Repräsentantin der Welt von Normen und eindeutigen Zuweisungen von richtig und falsch, normal und abnormal eingeredet wurde, führt de facto zu ihrer Selbstvernichtung. Die bedingungslose Anpassung durch die Selbstverleugnung muss zur totalen Auslöschung des Weiblichen als das ‚Andere, führen, zum endgültigen Ich-Verlust. Janas fließendes Ich zerfließt bis hin zum absoluten Ich-Verlust, der ein Verlust der eigenen Körperlichkeit einschließt. Die Selbstentfremdung durch die Verinnerlichung des ‚fremden, (Männer)Blickes (die Frau als selbstlos liebende Frau und Mutter) hat die körperliche Selbstentfremdung zur Folge. Ihre Körperteile verselbstständigen sich und werden als unbrauchbare Requisiten eliminiert, der weibliche Körper wird bildlich ausgelöscht:

Und plötzlich bis du selbst an der Reihe zu verschwinden. Du wirfst die Kleider, die du nie mehr anziehst, in den Müll, stellst die Füße in den Schuhkasten, zu lange gehen sie schon herrenlos im Kreis und hinterlassen überflüssige Spuren, du machst die Fenster auf und läßt die Hände davonfliegen wie zwei Zugvögel, die sich noch rechtzeitig retten konnten [...]. (ebda:259)

Das durch Jana personifizierte weibliche Ich als das Fremde und Andere wird also entweder ausgeschlossen oder internalisiert, was den Selbstverlust und die totale Auslöschung bedeutet. Es kann sich keineswegs als Subjekt setzen und seinen Objekt-Status überwinden, sogar in einer Frau-Frau-Beziehung wird die logozentrische dichotome Hierarchiesetzung Subjekt/Objekt, Ratio/Emotio, stark/schwach, Logos/Fantasie, das Normale/ Abnormale, bestimmt/unbestimmt wiederholt und als männliches Prinzip (Sonja) auf das weibliche Alter Ego (Jana) projiziert. Das Ich ist in seiner Subjektsetzung immer mit etwas verbunden,

das sich außerhalb des Ich befindet – ein Objekt, eine Idee, ein Prinzip oder die Gesellschaft von anderen Ichs: „[...] the subject is always linked to something outside of it – an idea or principle or the society of other subjects“.(Mansfield:3) Insofern bedeuten beide Formen (Sonja/Jana) eine Selbstentfremdung, da das weibliche Ich nicht außerhalb des Systems und auch nicht ‚internalisiert, ohne Schädigungen als das Andere innerhalb des Systems existieren kann. Denn auch Sonja fühlt sich in ihrem Einsein unwohl, unvollständig, nicht ganz, es fehle ihr etwas und sie empfinde eine innere Leere, die sie durch die Erkundung des geheimnisvollen und ihr unverständlichen Anderen zu füllen versucht. Wie Jana will sie ihren Platz in der Welt finden und ein eigenes Leben führen (Identitätssuche): „So war ich, wie Jana, immer auf der Suche nach dem Eingang zum Leben, immer hart am Leben vorbei.“ (Mitgutsch 1991:5)

Wie es Mitgutsch in einem Gespräch formuliert, war ihre Idee, die Frau, die in der Gesellschaft nur als Getrenntes und in der symbolischen Ordnung als Geteiltes möglich ist, in „zwei Existenzweisen [...] – in zwei Sprachen darzustellen und jeweils die eine immer durch die andere zu reflektieren [...]“ (Kunne:16). Die stets abwechselnden Ich-Perspektiven von Sonja und Jana relativieren sich gegenseitig, in Janas Augen ist Sonja z.B. eine Repräsentantin und „Erbin einer langen Väterreihe von alter Kultur“ (Mitgutsch 1991:192), die „in der Geborgenheit aufgewachsen war[] und sich mit ihrer neuen Freiheit brüstet[.]. Eines Tages würde[] sie der Freiheit müde werden [...]“ (ebda:131) Noch bevor sich Sonja ihrer Gespaltenheit bzw. Unvollständigkeit bewusst wird, die durch ihre Suche nach einem anderen, ergänzenden Teil unbewusst zum Ausdruck gebracht und bestätigt wird, weiß Jana, dass sie in Wirklichkeit die Stärkere ist und dass sie unzertrennbar zueinander gehören: „Ich wußte, daß ich die stärkere von uns beiden war und immer einen Anteil an ihr haben würde. So als ob wir einander unter der Erde mit unseren Wurzeln berührten.“ (ebda:132). Die binäre Opposition – Sonja als dominant-rationale und Jana als dominant-emotionale – wird hinterfragt, die Kontrastsetzung der vernünftigen, intelligenten und starken Sonja in Frage gestellt, das Kräfteverhältnis verschoben: „Sonja war in der Gewalt meiner Angst, denn die ihre war ebenso groß, sie war so groß, daß Sonja keinen anderen Ausweg wußte, als sie zu verleugnen.“ (ebda:131f.) Als sich Sonja mit Jana auf eine Reise in fremde Länder begibt, muss sie sich eingestehen, dass sie mehr Angst hat als ihre Reisegefährtin. Herausgerissen aus der gefestigten, bekannten und vertrauten Umgebung verliert sie schnell in der Aufhebung der eng begrenzten Wirklichkeit mit klaren Konturen ihre Sicherheit – eine Grundvoraussetzung für die Sprengung der sich selbst gesetzten Grenzen der Vernunft und für das Sich-Einlassen auf eine ‚andere, Erfahrung. In der Ferne sind sie sich gleich bzw. gleich nah. „Komm heraus aus der Geborgenheit, um die ich dich immer beneidet habe, komm, fahren wir weit weg von der Sicherheit, die du mir voraus hast, dann sind wir gleich und einander ganz nah“ (ebda:132) – heißt Janas Aufforderung, denn nur so ist es für Sonja möglich, ihre Angst vor Gefühlen hinter sich zu lassen, sich „dem Leben auszuliefern“ und mit dem eigenen Körper zu begreifen, während sich der Verstand entleert (vgl. Mitgutsch 1991:157). Die Erfahrung der Entfremdung und Entwurzelung hebt ihre Machtposition gegenüber Jana auf, für welche das Gefühl

der Fremdheit in den fremden Ländern als „das unvorstellbar Unvertraute“ (ebda:122) ihre eigene Fremdheit und Andersartigkeit aufzuheben vermag. Diese Grenzerfahrung lässt Sonja ihren eigenen Standpunkt und ihre Position innerhalb des Systems relativieren, die eigene Ich-Setzung als eine von der Gesellschaft aufgezwungene, also ‚fremde‘ erkennen, die notwendigerweise zu einem geteilten Bewusstsein führt. „Das Ohr öffnet sich Einwänden nur, wenn der Körper den Boden unter den Füßen verliert.“ (Kristeva:26f.) Erst als Sonja wortwörtlich ‚den Boden unter den Füßen verliert‘ und vor Angst in der Fremde fast paralysiert wird, ist eine erste Annäherung an Jana als das Fremde im Eigenen möglich. Sonjas Erfahrung „Ich habe Angst, ich werde wahnsinnig vor Angst!“ (Mitgutsch 1991:134) deckt sich völlig mit Janas Erfahrung, die ihr seit dem Tod ihrer Mutter, seit der Vertreibung aus dem Paradies, vertraut ist und auf ihrem Lebensweg begleitet: „Ich weiß, wie es ist, wenn man wahnsinnig wird vor Angst [...]“ (ebda: 134)

Die Annäherung an Jana, die in dieser Szene ihren ersten Höhepunkt findet, bedeutet zugleich ein Aus-sich-heraus-Treten und zum ersten Mal das Betreten einer ‚anderen‘ Wirklichkeit – der Wirklichkeit der Träume, Klänge und Gerüche, die als Fascinosum dazu verführt, nie wieder in die ‚reale‘ Wirklichkeit zurückkehren zu wollen (Vgl. Mitgutsch 1991:127), andererseits aber auch als Bedrohung wahrgenommen wird: „Bald habe ich herausgefunden, daß Sonja vor der Nacht und dem Schweigen die meiste Angst hatte, aber sie fürchtete sich auch vor dem Rausch der Farben, Gerüche und Töne, der sie hinriß, aus sich herausriß und zugleich in Panik versetzte.“ (ebda:134) Die Grenzüberschreitung in die andere (Janas) Bewusstseinsebene, das Entgleiten des festen Bodens unter den Füßen führt zur Irritation des männlich internalisierten weiblichen Ich, der Wirklichkeitsverlust zur Gefahr des Selbstverlustes eines auf diese Art und Weise entworfenen und definierten Ich, indem es sich als ‚fremd‘ und nicht ‚eigen‘ erlebt und begreift. Diese (Selbst-)Erkenntnis wird durch den Blick in den Spiegel bestätigt, die Distanzierung und das Gefühl der Entfremdung radikalisiert. Ihre anfängliche widerstandslose Sozialisierung, die „ein Verdrängen der inneren Gespaltenheit“ enthält, wird brüchig, sie beginnt ihre Positionierung und Rollenzuweisung als die Überlegene und ausschließlich rational Denkende zu hinterfragen und sich von außen distanzierend „wie eine Fremde“ (ebda:212) zu beobachten. In dieser ‚Fremden‘ glaubt die Erzählerin ihr Alter Ego und das Komplement Jana zu erkennen:

Fremd, dachte ich, und war plötzlich im fremden Leben, in Janas Leben, als wäre sie in mich hinein geschlüpft und hätte mich abgetrennt von den andern, von mir selbst, von jedem möglichen Sinn, den ich meinem Leben zu geben versuchte. (ebda:213)

Die Welt der Ordnung ist nicht mehr lückenlos und die eigene Identität weist Risse auf, nun ist auch Sonja in der Lage, getrennte Realitäten wahrzunehmen und die symbolische Ordnung zu hinterfragen. Sie begreift, dass die Frau „das neue Verhältnis zu sich nur über andere Frauen entwickeln [kann]. Die Frau wird der Frau zum lebendigen Spiegel, in dem sie sich verliert und wiederfindet.“ (Lenk 1976:87)

Eine Synthese aus komplementären Dualitäten wird erst am Ende denkbar: „Manchmal scheint es mir, sie und ich hätten aus Versehen zusammen nur ein einziges Leben bekommen und nie gelernt, miteinander zu teilen.“ (Mitgutsch 1991:6) Durch die Spiegelung in Jana am Ende des Romans wird der Prozess der Distanzierung des Ich von sich selbst (Selbstentfremdung) und eine tiefere Selbstreflexion eingeleitet: „Ich glaube, es ist das erstmal, daß ich mir im Traum begegnet bin. Dabei war ich auf der Suche nach Jana.“ (ebda:330) Die Konstituierung des weiblichen Ich wird durch die Überwindung der janusköpfigen Spaltung einer Frau in zwei Hälften gedacht², in dem das ‚Eine‘ und das ‚Andere‘ dichotom, komplementär und nicht hierarchistisch nebeneinander existieren können. Denn „sich finden als Frau heißt nichts anderes, als die Möglichkeit entdecken, nicht mehr das eine Bedürfnis für das andere aufgeben zu müssen, sich mit nichts Partikularem zu identifizieren, niemals nur ‚eins‘ zu sein.“ (Storti:126) Die Möglichkeit eines einheitlichen Subjekts als das Begehren, die Spaltung zu überwinden und die Bedeutung im identifikatorischen Gestus zu fixieren, wird im Traum realisiert, wobei die Ambivalenz der zwei Gesichter nicht aufgehoben, sondern neben- und in sich ineinander dichotom weiter existieren kann.³ Im Traum sieht Sonja auf dem Boden einer Schatztruhe ihr eigenes Spiegelbild, in dem sie allmählich Janas Gesicht erkennt:

[...] ich wußte, das Wertvollste lag dahinter, ganz am Grund. Und der Grund kam, hart, unnachgiebig, mit Feilspänen bedeckt. Ich kratzte die Späne weg, und es erschien mein Gesicht, dunkel, geheimnisvoll, und zugleich Janas, obwohl wir einander kaum ähnlich sind. Ich prallte zurück. Ich näherte mich wieder, ungläubig, ja, es war mein Spiegelbild. Als ich aufwachte, war ich sehr glücklich. (Mitgutsch 1991:331)

Somit wird das weibliche Ich im Hinblick auf die weibliche Subjektconstitution als in sich bestimmt und vieles zugleich entworfen. Der Lacanschen Subjekttheorie, die die Möglichkeit eines einheitlichen Subjekts leugnet, wird die Möglichkeit einer dichotomen Konstitution des weiblichen Subjekts als dessen vorteilhafte Besonderheit, eine spezifische Fähigkeit gegenüber dem männlichen Subjekt entgegengestellt. Luce Irigaray sieht darin die konstitutive Stärke der Frau, die niemals ‚eines‘ ist, sondern immer doppelgestaltig, wenn nicht vielgestaltig ihrem Wesen nach sei. Sie bezieht sich dabei auf die Doppelgestaltigkeit der weiblichen Geschlechtsorgane, die das Pendant zum Phallus darstellen und gleichzeitig für eine spezifische Lust-

2 Vgl. auch die Interpretation von Christa Gürtler: „Auch in ihrem literarisch anspruchsvollen neuesten Roman *Das andere Gesicht* (1986) berichtet sie [Mitgutsch] vom Scheitern weiblicher Lebensversuche. Abwechselnd wird der Text aus der Perspektive zweier gegensätzlicher Frauen (vordergründig als männlich/weiblich zu lesen) erzählt, die auch als die beiden Hälften einer Frau verstanden werden können.“ (Gürtler, Christa: Neue Bärte auch für Frauen? Tendenzen der zeitgenössischen Literatur von Frauen. In: Aspetsberger, Friedbert (Hrsg.): *Neue Bärte für die Dichter? Studien zur österreichischen Gegenwartsliteratur*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1993, S. 169-184, S. 182.)

3 Die Vereinigung meint einen fortlaufenden Prozess und nicht eine Einheit im Sinne einer Eindeutigkeit oder Verschmelzung von zwei Teilen zu einem.

Erfahrung der Frau – die Berührungslust (jouissance) – verantwortlich sind. Diese determiniert die Bedeutung des Körpers für die weibliche Subjektconstitution sowie sein doppelgestaltiges Verhältnis zur (weiblichen) Sprache. So wird die Bewegung zwischen zwei kontrapunktären Gegenpolen (Bewusst/Unbewusst, Rationalität/Emotionalität, Tag/Nacht, Logos/Chaos usw.), die im hierarchischen Einheitsdenken zwangsläufig auf die Extrapolation des Nicht-Dominanten, des Unbewussten und daher Unberechenbaren hinausläuft, trotz der immanenten Subversivität (die Herrschaft des ‚Einen‘ wird gesprengt) in einer nichthierarchischen Dichotomie denkbar und die Konstitution des weiblichen Subjekts möglich, da an die Stelle des verdrängten bzw. zu verdrängenden ‚Anderen‘ eine wertfreie bzw. ins Positive umgewertete ‚Differenz‘ getreten ist.

2 Das Spiegelbild – ein Balancespiel zwischen dem Sich-selbst-Erkennen und -Verkennen

Die traditionelle Spiegel-Metapher wird par excellence im Narziss-Mythos vorgeführt. In Ovids Überlieferung erblickt Narziss sein Spiegelbild im Quellwasser und ist von diesem begehrenswerten Spiegelbild aller Sinne beraubt, im Schein des anderen begehrt er sich selbst, bis er daran zugrunde geht. Es bleibt bei Ovid unklar, ob der Grund dafür die Verkennung des gespiegelten Bildes als Selbstbildnis ist oder ob er sich selbst in einem Spiegelbild begehrt und an der Unfähigkeit scheitert, den Konflikt zwischen Selbst- und Fremdzuwendung zu lösen. Seine Liebe „im feuchten Element des archaischen Waldes stellt eine Entmystifizierung dar, eine Herabsetzung der charakteristischen Subtilität des verliebten Zustandes [...]“ (Akashe-Böhme:84), so Kristeva. Narziss stirbt offensichtlich an der Erkenntnis, dass er Objekt seines Begehrens ist, also Objekt und Subjekt zugleich, und dass er gleichzeitig die konstitutive Entfremdung seines eigenen Bildes erkennt. Sein Spiegelbild im Wasser ermöglicht ihm einen Blick der Seele in sich selbst, den er nicht ertragen kann.

Die imaginierte Verdoppelung des Ich durch Bespiegelung schließt in sich die Ambivalenz des bereits in der Romantik und später in der Wiener Moderne betonten Selbsterkenntnisdranges. Seit den 80er Jahren wird der Blick in den Spiegel als konstituierender oder aber auch deformierender Faktor weiblicher Identität diskutiert. Nach Lacans Theorie des Spiegelstadiums setzt der Blick in den Spiegel das Aha-Erlebnis der Identität frei. Das Ich erkennt zum ersten Mal in seinem Spiegelbild sich selbst als etwas außerhalb von sich selbst. Nach der ersten Reaktion der Entfremdung und Distanz erfolgt die endgültige Loslösung vom Körper der Mutter. In dem das Ich zwischen der Innen- und Außenwelt eine Beziehung entwickelt und sich als einen unabhängigen, in sich geschlossenen Körper begreift, wird der erste Schritt zur Ausbildung der eigenen (ungebrochenen) Identität und Einheit getan. Der Spiegel fungiert als ein anderer Raum, in dem das Ich als „Inversion, aber oft auch als Verzerrung/Gebrochenheit aufscheint. Zwischen Subjekt und Spiegelbild herrschen Distanz und Differenz.“ (Kecht:150) Die Konstitution des Ich wird als Prozess der Wiederaneignung verstanden, dem eine Phase des Sich-fremd-Seins vorangeht. Elisabeth Lenk korrigierte diese These, indem sie

hervorhebt, dass der Blick in den Spiegel immer schon ein Blick aus anderen Augen ist, also ein Vorgang, der das Subjekt zum Objekt entfremdet. (Lenk 1983:72ff.) Das Gefühl der eigenständigen Identität erzeugt Fremdheit zu sich selbst, da es außerhalb von ihm ist und von der Außenwelt, über die man keine Kontrolle hat, projiziert wird. Dieses System der symbolischen Ordnung (Lacan) ist dem Ich nicht eigen, es leitet jedoch dessen Bedeutungen und Entitäten für sich selbst ab. Das Ich ist in der Lage, ein Bild von sich selbst zu vermitteln, nur wenn sich das Selbst an die Bedeutungen und Definitionen eines Systems (symbolische Ordnung) hält, das außerhalb dieses Selbst liegt.

Den Folgen einer Distanzierung von dem System der symbolischen Ordnung geht Anna Mitgutsch in ihrem Roman *Das andere Gesicht* am Beispiel der weiblichen Figur Jana nach. Jana als die ‚Andere‘ schwebt ununterbrochen an der Grenze zwischen dem Bewussten und Unbewussten und wird zwischen Wirklichkeit (Außenwelt) und Traum (Innenvelt) hin- und hergerissen. Der Blick in den Spiegel bzw. in das Fenster wird zur zentralen Metapher. Nur ein einziges Mal wird das paradiesische Moment der Einheit des Ich im Spiegel entworfen, und zwar als Einheit mit dem Mutterleib, das das Gefühl von Vollkommenheit, Ewigkeit und Geborgenheit vermittelt: „[...] am Anfang war das Paradies. Ohne Zeit, ohne Sätze [...]. Alles war ohne Warum und ohne Ende, ewig und vollkommen [...], ein Körper, sicher und weich, wie eine Decke, dunkel wie die Nacht. [...] Und im Spiegel war alles noch einmal [...].“ (Mitgutsch 1991:18)

Die ‚paradiesische Einheit‘ zwischen Jana und ihrer Mutter, die in ihrer ‚glücklichen Totalität‘ zeitlich begrenzt ist und notwendigerweise mit dem Verlust des Paradieses enden muss, korrespondiert mit Lacans Spiegelstadium-Phase, in der sich das Ich noch nicht als selbstständiges Ich, getrennt von der Mutter (wir), begreifen kann, wie durch das Vertauschen von Personalpronomen ich – du – sie – wir unterstrichen wird:

Das bist du, das ist Mama, ist du, ist ich, ist sie und wir. Einmal Jana, Zweimal Jana. Noch ein Spiegel, dreimal Jana. Alles ist rund und richtig und vollkommen. Warum es enden wollen? Wozu wachsen, wozu reden und handeln, wozu die Vollkommenheit stören? (Mitgutsch 1991:19)

Durch den Blick in den Spiegel begreift sich Jana zum ersten Mal als eigenständiger, von der Mutter unabhängiger und in sich geschlossener Körper – ein Vorgang, der mit dem Gefühl der Entfremdung und Distanz zu sich selbst untrennbar verbunden ist. Die ‚Vertreibung aus dem Paradies‘ bedeutet die Vertreibung aus einer ‚wortlosen‘ Welt, die nur aus Klängen, Tönen, Gerüchen und Farben bestand, in die Welt der Worte und somit in die Welt der symbolischen Ordnung. Der paradiesische Garten wird mit dem Garten des Großvaters gleichgesetzt, in dem sie sich und die Welt durch ihre ersten Sinneseindrücke erlebt:

[...] im Garten, Blumen mit gierigen Mäulern beugen sich heran, summen und schwirren. [...] Und die größte Sonne der Welt drückt dir Regenbogen auf die Augen, die tanzen als Schmetterlinge über die weiße Mauer, sitzen auf der roten Unterlippe der Blume und schaukeln und singen im Schwirrtönen wie ein Vogel. (ebda:18f.)

Durch den Verlust des Kindheitsparadieses wird das Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit durch das der Angst und Einsamkeit abgelöst: „Kein Mensch weit und breit, und man friert. [...] die Tür ist offen, aber sie hat keinen Schlüssel. [...] Das Tier [Angst] ist ins Paradies eingebrochen und hält die Dunkelheit besetzt [...]. Es hat mich aus dem Paradies vertrieben.“ (Mitgutsch 1991:19f.) Das große Tier, ein Symbol für die jeden Abend wiederkehrende Angst, wird zum metaphorischen Ausdruck der Bedrohung und ist als reine Projektion von Janas Innenwelt nach außen zu verstehen, es „hält sich versteckt hinter den Bäumen, in Wassergräben, draußen ist es und drinnen.“ (ebda:19) Der Verlust des Paradieses, das sich auch räumlich manifestiert (nach dem Tode des Großvaters muss Janas Familie die Heimat verlassen und sich als Flüchtlingsfamilie in einem neuen, westlichen Land einleben), ist eng mit dem Verlust der Kindheit und der Erkenntnis des Todes/der Sterblichkeit verbunden. Im Garten des Großvaters sieht sie zum ersten Mal die verwelkenden Blumen, die fallenden Blätter und einen toten Hasen, der Umzug der Familie wird durch den ersten Tod eines Menschen, den sie als Kind miterlebt – durch den des geliebten Großvaters – ausgelöst.⁴ Aus dem ‚Paradies vertrieben‘ wird sie ab jetzt in der Nacht von einem ‚großen Tier‘ heimgesucht – einer Personifizierung des Todes (die bildliche Nähe beider Symbole wird auch sprachlich betont, vgl. die Alliteration Tier-Tod) –, der zu einem permanenten Lebensgefühl wird, so dass Janas ganzes Leben retrospektiv „als eine schrittweise Einübung in den Tod“ (ebda:305) betrachtet werden kann. Das Tier (der Tod) symbolisiert aber auch für das sich selbst entfremdete Ich die Gefahr des absoluten Selbstverlustes, da das Ich von den gesellschaftlichen Instanzen (repräsentiert durch Mutter, Freundin, Ärztin)⁵ zum Eintritt in die Wirklichkeit der ‚anderen‘ (= der Ordnung) gezwungen wird: „Am Anfang war die Angst vor dem Tier, [...] später kam die Angst vor den andern, und gleichzeitig die Angst vor der Wirklichkeit [...].“ (ebda:115)

Der Verlust der ‚paradiesischen‘ Ur-Einheit mit dem Mutterleib geht mit dem Ich-Verlust einher. Der Blick in den Spiegel löst durch die Selbstentfremdung (das Subjekt erkennt sich als Objekt wieder) und als Bestätigung des Andersseins einen inneren Konflikt aus, den Jana durch die Balance zwischen Ich und Welt, Fantasie (Unbewusstem) und Wirklichkeit (Bewusstem), zwischen gesundem Verstand und Wahnsinn zu lösen versucht. Das Passieren der Grenze von

4 Nach Teuchtmann leitet der erste aktiv erfahrene Tod das Ende von Janas Kindheit ein und damit das Aufbrechen einer in sich geschlossenen Welt. Durch die Trennung von innen und außen wird das Vertraute verfremdet und die ewige und vollkommene Kindheit durch Angst abgelöst. Diese Angst gründet sich sowohl auf das Spiegelmoment wie auch auf die Erfahrung der Sterblichkeit der ihr nahe stehenden Menschen. Der Tod des Großvaters wird für Jana zum Trauma und begründet ihre Todesnähe, die für sie zu einem ständig präsenten Lebensgefühl wird.

5 Diese gesellschaftlichen Instanzen, die dem ‚Anderen‘ die symbolische Ordnung aufoktroieren wollen, werden bei Mitgutsch häufig durch Frauenfiguren getragen, die die gesellschaftlichen Rollenzuweisungen internalisiert haben und als solche, trotz ihres physischen Frauenseins, die ‚männliche Sicht‘ und patriarchalische Ordnung repräsentieren. (vgl. auch die Rolle der Mutter im Roman *Die Klavierspielerin* von Elfriede Jelinek)

dem ‚eigenen Reich‘ in das ‚andere‘ wird jedoch immer schwieriger, insbesondere als sich die Mutter, Janas einzige Verbündete und Komplizin, weigert, die Tochter in ihre Depressionen hineinzuziehen und sie zwingt, sich der Außenwelt zu stellen: „[...] in meinem Reich [...]. Hier wollte ich bleiben, für immer. Aber täglich mußte ich über die Grenze, und mit jedem Mal wurde es gefährlicher, weil mir oft das Lösungswort nicht mehr einfiel.“ (Mitgutsch 1991:73) Während die ‚Ichwelt‘ der Mutter von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen bleibt und sie wie eine „weinende Prinzessin, im Schlafzimmerspiegel gefangen“ (ebda:56) in „ihrem unantastbaren Kristallgebäude eingeschlossen“ (ebda:58) vegetiert, zerbricht für Jana die Kontinuität ihrer Traum- bzw. Innenwelt. Die Wirklichkeit verliert ihre Konturen, zerfließt und zersplittert, sie wird brüchig, bekommt „Sprünge und Spalten“ (ebda:59), zwischen denen nur das sprachlose Grauen, der Tod und Wahnsinn sichtbar werden. Die Außenwelt wird durch das Fenster betrachtet, das das eigene Gesicht reflektiert und zugleich die Außenwelt aus der Ich-Perspektive widerspiegelt. Janas Augen fungieren dabei als ein unsichtbarer Vorhang, der niemandem Einblick gewährt (vgl. ebda:14).

Jana und ihre Mutter werden als am Fenster sitzende Frauen gezeichnet, die im Sinne der symbolischen Ordnung ‚domestiziert‘ wurden, indem ihnen als (Haus-)Frauen ein ganz bestimmter Bewegungsraum zugewiesen wurde. Die wortkarge, aber zutreffende Umschreibung ihrer Situation – „Eine Frau stand am Fenster“ (Mitgutsch 1991:35) – bezieht sich sowohl auf Julia, Janas Mutter, als auch auf Jana selbst: „Julia fühlte sich abgestellt und verlassen, und als sie [...] nur mehr vor dem Haus am Fenster sitzen durfte mit einem Handarbeitskörbchen und hellblauer Wolle, begann sie den Mann, der sie in dieses Elend gebracht hatte, zu hassen.“ (ebda:12) Die Selbstentfremdung und der Ich-Verlust der weiblichen Figuren wird bei Mitgutsch durch deren historisch-gesellschaftliche Rolle bedingt (Gender) und metaphorisch durch das Bild des Fensters in Anlehnung an Marlen Haushofers *Glaswand* (vgl. den Roman *Die Wand* 1963) erfasst und dargestellt. „Sie sind alle Frauen am Fenster, von der Wirklichkeit getrennt durch eine undurchsichtige Wand, eine Glaswand, durch sie getrennt von der Natur, dem Paradies der Kindheit, das ihnen nur noch als Bild zugänglich ist.“ (Mitgutsch 1995:184) – heißt es in Mitgutschs Abhandlung über Haushofers Frauenfiguren, wobei mit der Wirklichkeit der innere Freiheitsraum (die eigene Wirklichkeit) und das Recht der Frau, sich als ‚Andere‘ zu behaupten, gemeint ist. Der Blick in das Fenster wird zum Blick in einen ‚schwarzen Spiegel‘, aus dem die Farben gewichen sind (vgl. Mitgutsch 1991:36), da in der äußeren Realität die Fantasie und Träume keine Spiegelung erfahren können.

Das Verdrängen des weiblichen Ich aus der symbolischen Ordnung (Mutter Julia) oder seine Verweigerung derselben (Tochter Jana) findet ihr bildhaftes Pendant in der Verkehrung der Metapher des Spiegelstadiums in einen blinden Spiegel, der keine Projektion der Innenwelt in die Außenwelt zulässt: „Ihre [Janas] Augen, stumpf und blicklos, [...] flogen über die Wellen der Hügel davon, immer weiter zurück. Gab es noch magische Landschaften?“ (Mitgutsch 1991:35) Blicklose, in ein Fenster starrende Augen können nicht mehr sich selbst reflektieren und auch keine Verbindung zwischen Ich und der Welt her-

stellen. Eine Glaswand trennt beide Welten, zwischen denen es keine Verbindung und keine Kommunikation geben kann, denn „man kann nicht durch die Glaswand reden.“ (ebda:155) Die ‚magischen Landschaften‘ werden zur Projektion der Sehnsucht nach der ursprünglichen Einheit und Ganzheit, zu einem Ort der Behaustheit und Sicherheit, der nur gelegentlich wieder betreten werden darf.

Nach der endgültigen Trennung von der Mutter, der symbolischen Einheit des Ich mit sich selbst, gestaltet sich der Rückzug in die ‚magischen Landschaften‘ immer schwieriger, der Rückgriff auf die Traumlandschaften ohne das ‚Lösungswort‘ (vgl. Mitgutsch 1991:73) wird immer problematischer und gefährlicher. Der Spiegel wird zunehmend zum Vehikel, sich selbst so zu sehen, wie man von der Außenwelt betrachtet wird – mit ‚fremden‘ (Männer-)Augen. Die Konstellation von Sein und Schein, bewusst und unbewusst, Tag und Nacht wurde von Lacan auf das Weibliche übertragen, das über die Bedürfnisse des Männlichen definiert wird und als Bedrohung und Fascinosum zugleich in den Wunschvorstellungen und Alpträumen der Männer präsent ist. Indem der ‚fremde‘ (Männer-)Blick vom weiblichen Ich verinnerlicht wird, wird die Verfremdung des Ich durch den Blick in den Spiegel kein konstituierender (Lacan), sondern ein deformierender (Lenk) Vorgang: „Es kommen die Schreckensmomente, wo sich die Frau im Spiegel sucht und nicht mehr findet. Das Spiegelbild ist irgendwohin verschwunden, der Blick des Mannes gibt es ihr nicht zurück.“ (Lenk 1976:87) Das weibliche Subjekt, das zum Objekt entfremdet wird und sich selbst als ‚fremde‘ Projektion der männlichen Normative entwirft, verinnerlicht die männlichen Ängste vor dem Weiblichen, das nach Lacan mit dem Unbewussten, dem Chaos, der Irrationalität und Dunkelheit konnotiert wird. Dementsprechend erfährt sich Jana in ihrem voranschreitenden Selbstverlust zweigeteilt in ein Ich vor dem Spiegel und ein in den Spiegel ‚ver-rücktes‘ Ich, das verrückt (irrational) ist: „Du mußt die Kluft zwischen der Verrückten im Spiegel und dir versöhnen, wieder ich sagen lernen, zu dir und ihr [...].“ (Mitgutsch 1991:204) Die dunkelhäutige Jana mit schwarzem Haar projiziert ihr eigenes Bild verzerrt und deformiert als ein Hexen-Bild, von dem spürbar Bedrohliches ausgeht:

Wohl ängstigte mich auch mein Spiegelbild, es glich mir so wenig. Dunkles strähniges Haar, die Zähne feucht und spitz wie Rattenzähne, und aus den Augen sprang mich die Angst an. [...] In meine Angst warf ich den Aschenbecher, der auf dem Nachtkästchen stand, nach ihrem Gesicht, das in blitzende Spiegelscherben zersplitterte, ich hörte sie schreien, bevor sie in tausend Stücken zu Boden fiel [...]. (ebda:45f.)

Jana projiziert in den Spiegel ein fremdes Ich, indem sie sich mit dem Bild der Hexe mit ‚dunklem, strähnigen Haar und Rattenzähnen‘ identifiziert. „Du widerliche kleine Hexe“ (ebda:92) – so wurde sie von ihrer Freundin Sonja nach acht Jahren Freundschaft und von Achim, ihrem Ehemann, nach sieben Jahren Ehe bezeichnet:

Nach so langer Zeit der Vertrautheit noch immer das abgrundtiefe Mißtrauen der Fremden gegenüber. Du Hexe. Das war ich. Ich konnte es sehen, so gut wie sie, so als sähe ich mich von außen, wie sie mich sahen [...] und ich [...] be-

trachtete mich mit fremden Augen, mißtrauisch und fasziniert wie sie, und wurde, zu mir zurückkehrend, in mich einkehrend, von einer Scham erfüllt, die mich immer wieder in die luftlose, schmutzige Höhle stieß, in der ich dem Bild, das sie sich von mir machten, zum erstenmal begegnet war. (ebda:92)

Sie betrachtet sich mit ‚fremden‘ Augen und beginnt, sich ihres Haares, ihrer Augen und ihrer Haut zu schämen. Die unreflektierte und ungebrochene Übernahme der negativ konnotierten Hexenbilder aus ihrer Kindheit, in denen die Hexen als nackte hässliche Frauen „im Dampf der Hexenkessel, die Kräuter brauten und heiser Zaubersprüche zischelten“ (Mitgutsch 1991:92), dargestellt wurden, entspricht ihrem unterentwickelten Identitätsgefühl als Ich und ihrem mangelhaften Selbstbewusstsein als Frau. Erst viele Jahre später, am Ende ihrer Reise und Suche nach sich selbst, wird eine schwüle und in Opferrauch quellende Hexenhöhle irgendwo in Asien zu einem Zufluchtsort umgewertet, „zu dem nur Frauen Zutritt“ (ebda:93) haben. Aus der zahnlosen Hexe mit verfilztem Haar wird eine Zauberin und allmächtige schwarze Tempel-Göttin in bunten Schleiern, die über das Leben und Tod waltet und die auch als symbolische Darstellung des Patriarchats gewertet werden kann: „Im schwachen Licht sah ich die überlebensgroße Gestalt der schwarzen Göttin, mächtig und breit und in bunte Schleier gehüllt. Eine Zauberin, eine Hexe, Ursprung des Lebens und Spenderin des Todes in gleichem Maß.“ (ebda:93) Bei ihrem Anblick schwinden alle Angst, alle Schuldgefühle und Fremdheit werden getilgt, „einen Moment lang hatte alles, was geschehen war, seine Richtigkeit.“ (ebda:93) Für einen Moment ist es möglich, in die ‚magische Landschaft‘ der Kindheit und in den verlorenen ‚Paradies-Garten‘ zurückzukehren. Solche Augenblicke bleiben jedoch eine Ausnahme.

Das Gefühl der Vollkommenheit und Ganzheit ist nur für einen Augenblick wieder herstellbar, und zwar durch das Betreten eines der schwarzen Göttin geweihten Tempels, der als ausschließliches Territorium des Weiblichen markiert wird, oder durch das Betreten einer fantasievollen Märchenwelt hinter dem Spiegel der harten Realität, wenn der Blick in den Spiegel, in Anlehnung an *Alice im Wunderland*, die trostlose Wirklichkeit in eine Traumwelt von Tausend-undeiner Nacht zu verwandeln vermag: „[...] uns vor einer Spiegelscherbe drehen, verwandelt, uns selbst abhanden gekommen im Labyrinth von tausend-undeiner Nacht, das war es doch, was wir suchten, und nie wieder in die Wirklichkeit zurückmüssen.“ (Mitgutsch 1991:127)

Die Sehnsucht des Ich nach der Wiederherstellung des ‚paradiesischen‘ Urzustands der Einheit ist handlungsbestimmend und führt schließlich zur Projektion des Gefühls der Ganzheit auf die Beziehung der Frau zu einem Mann. In Janas Augen scheint der Mann als das ‚andere Geschlecht‘ prädisponiert zu sein, ihrem Ich-Verlust entgegenzuwirken und dem aus dem ‚Paradies vertriebenen‘ Ich zur Erfahrung eines ‚ganzen Ich‘ zu verhelfen. Anfangs scheint ihr Wunsch in Erfüllung gegangen zu sein, Jana glaubt in einer Mann-Frau-Beziehung den verzauberten und verlorenen Garten der Kindheit wieder gefunden zu haben: „An jenem Tag kam plötzlich die Kindheit zurück und mit der Kindheit das Paradies. Alles war vollkommen und richtig und ohne denkbare Ende.“ (Mitgutsch

1991:27) Sie fühlt sich in die glückliche Kindheitszeit zurück versetzt und glaubt für einen Moment den „ewigen goldenen Nachmittag“, den „verzauberten Garten“, „in dem das ganze Jahr Kirschblüten leuchten und die Zeit stillsteht wie in der ersten Kindheit“ (ebda:24) zurück gewonnen zu haben.

Als bald entpuppt sich jedoch das „unbeirrbares Wissen, angekommen zu sein in der Geborgenheit, im Vertrauen, das niemals enttäuscht wird“ (Mitgutsch 1991:24) als selbsterstörerische Illusion und falsche Projektion der eigenen Wunschvorstellungen und Sehnsüchte nach körperlicher und psychischer Ganzheit, die dem weiblichen Ich durch das permanente Ausschließen aus der Geschichte, und damit auch aus dem Prozess der Subjektwerdung, vorenthalten wurde: „Ich sehe mich stehen vor einem festlichen Spiegel und denke schöner war ich nie, und doch liegt am Ende der Nacht der Spiegel in Scherben, und zwischen dem Anfang und dem Ende steht eine Frau, die ich niemals kannte [...]“ (ebda:152) Jana muss sich eingestehen, dass die scheinbare Ergänzung durch den Mann, dem ‚verschleierte[n] Bild von sich selbst‘ (vgl. ebda:177), keineswegs zur erhofften Komplementierung ihres eigenen weiblichen Ich geführt hat, sondern bloß dessen Unterwerfung und die Vereinnahmung durch die symbolische Ordnung bedeutete, was den Ich-Verlust im Endeffekt noch verstärkt hatte. Verlassen und allein zurückgelassen wird Jana durch diese Erfahrung an die Grenze des totalen Ich-Verlustes zurück geworfen, das weibliche Ich läuft Gefahr, ganz vernichtet zu werden.

Statt der endgültigen Auslöschung (Tod) folgt jedoch ein neuer subjektkonstituierender Versuch, diesmal durch eine dichotome Konstitution des weiblichen Subjekts als Komplementierung durch eine Frau (Sonja), die nach Irigaray niemals ‚eines‘ ist, sondern immer doppelgestaltig, wenn nicht vielgestaltig charakterisiert wird. Das Konzept der ‚getrennten trennenden‘ Identität verdeutlicht die Rolle der Spiegelung bei der Spaltung des Selbst in Subjekt und Objekt, wobei die Trennung dem identitären Selbst inhärent ist. Das Selbst ist durch die trennende Reflexivität entstanden (Ich bin mein Objekt im Spiegel). Das weibliche Ich zerfällt in Mitgutschs Roman förmlich in zwei Teile, Sonja und Jana, als zwei Seiten derselben Münze. Der eine Teil bleibt dem anderen fremd. Janas Gesicht ist und bleibt für Sonja ein fremdes Gesicht, das sie trotz zahlreicher Bemühungen nicht in ihre Persönlichkeit zu integrieren vermag, ohne die eigene Identität, wenn auch deformierte, dabei nicht ernsthaft zu gefährden.

Nur im Spiegel bzw. im Traum wird eine Verbindung möglich bzw. denkbar, wobei die (Selbst-)Spiegelung für die beiden ‚getrennten Identitäten‘ eine andere Funktion hat und andere Vorgänge auslöst. Für Jana bleibt der Spiegel ein Symbol für die Selbstentfremdung der Frau in ihr und führt durch die Projektion der männlichen Wunschbilder (liebende Mutter und Frau) und Ängste (Hexe) zum totalen Selbstverlust. In ihrer Selbstlosigkeit bei dem Versuch, das fremde Bild von sich zu verinnerlichen und sich diesem restlos anzupassen, lässt sie sich zum bloßen Objekt des Mannes machen. Ihre Selbstlosigkeit wird zur ‚Selbstlosigkeit‘ – der Aufgabe ihres Selbst. Für Sonja wird dagegen die Selbstbetrachtung im Spiegel zum In-sich-Hineinschauen, die Spiegelung in und durch Jana leitet eine Reflexion über sich selbst ein. Nach Kecht bedeutet Sonjas Annäherung an Jana eine „Annäherung an menschliches Verhalten und Empfinden, das

aus der eigenen Welt ausgeschlossen bleiben sollte“ (Kecht:154). Das weibliche ‚getrennte‘ Ich realisiert sich bei Mitgutsch in einer den Roman abschließenden traumhaften Sequenz als utopische Vision der Vereinigung vom Einen und dem Anderen, indem Sonja in der Spiegelung von ihrem inneren Selbst Jana erkennt: „Ich glaube, es ist das erste Mal, daß ich mir im Traum begegnet bin. Dabei war ich auf der Suche nach Jana. [...] es erschien mein Gesicht, dunkel, geheimnisvoll, und zugleich Janas, obwohl wir einander kaum ähnlich sind. [...] es war mein Spiegelbild.“ (Mitgutsch 1991:330f.) Somit kann schließlich der Blick in den Spiegel und die Selbstbespiegelung auch selbstaffirmativ und subjektkonstituierend werden, denn der Mensch braucht, wie Mitgutsch in ihrem Essay *Versuch über das Fremdsein* betont,

die Differenz des Fremdseins ebenso wie die Fähigkeit sich einzufühlen. Er muß drinnen und draußen zugleich sein können, vor allem aber draußen, auch außer sich. Er muß seine Identität begründen, indem er ihrer Verfestigung widersteht, indem er sich der Grenzziehung verweigert. Indem er lernt, sich an die Stelle anderer zu setzen, ein anderer zu werden, ohne sich an ein festes Ich zu klammern. (Mitgutsch 1997:25)

Im Einklang mit dem Konzept der Subjektspaltung wird durch die den Roman abschließende Traumsequenz eine Möglichkeit nach der Annäherung an das ‚Andere‘ und das ‚Fremde‘ bzw. an das ‚Fremde‘ im Eigenen (Kristeva) offen gelassen und das Weibliche als das ‚Andere‘ in einer utopischen Vision als komplementäre, nicht hierarchische dichotome Existenzen des ‚Einen‘ mit fließenden Übergängen bzw. doppelgestaltig denkbar (Irigaray).

3 Fazit

Anna Mitgutsch demonstriert in ihrem Roman *Das andere Gesicht* (1986) am Beispiel der Geschichte von Jana, die sich ‚anders‘ fühlt, als ‚eine Andere‘ von ihrer Umgebung wahrgenommen wird und sich ständig an der Grenze zwischen der Realität und des Wahnsinns bewegt, ihre Skepsis gegenüber der Dominanz des Bewusstseins und gegenüber der Vorstellung von einem Ich als einer dauerhaften, einheitlichen, ontogenetisch begründeten Präsenz im Sinne von Lacan. Wie sie in ihrer Vorlesung über *Die Faszination des Unsagbaren* betont, der „Ort des Unbenennbaren“, des „ganz Anderen“ kann weder „betreten“ noch „vermessen“ werden und bleibt „eine quälende, unfassbare Realität“. (Mitgutsch 1999:66) Kristeva betont den Aspekt des Erkennens von dem Eigenen in dem Anderen und die Notwendigkeit, sich auf das Andere/Fremde einzulassen, da das Selbstverstehen durch das Fremdverstehen des Anderen in uns bedingt ist. In diesem Sinn können die weiblichen Hauptfiguren Jana und Sonja als komplementäre Dualität und Prozess des Sichselbst-Erkennens durch das ‚Andere‘ gelesen werden. Eine wichtige Rolle bei der Annäherung an das Andere spielen sowohl der Traum als Ausdruck des Unbewussten (Freud) als auch der Spiegel als Erfahrung des anderen im Selbst (Lacan).

Literaturverzeichnis:

- AKASHE-BÖHME, Farideh: *Frauensein – Fremdsein*. (Kap. V.: *Befremdung vor dem Spiegel*), F/M: Fischer TB, 1993.
- BAUMANN, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. F/M: Fischer, 1995.
- DE LA MOTTE, Brunhild: *Feminismus im Spannungsfeld vom Humanismus und Poststrukturalismus*. In: Weimann, R. u. Gumbrecht, H.U. (Hrsg.): *Postmoderne - globale Differenz*. Frankfurt/M: Suhrkamp TB, 1991, S. 121–131.
- DUDEN. *Fremdwörterbuch*, Bd. 5. Mannheim u.a.: Dudenverlag, 2001, S. 469.
- DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch A-Z*. Mannheim u.a.: Dudenverlag, 1996, S. 787.
- KECHT, Maria-Regina: *Bilder der inneren Wahrheit: Fremdsein und Heimatsuche*. W. A. Mitgutsch, *Das andere Gesicht* (1986). In: Chapple, Gerald (Hg.): *Towards the Millenium*. Tübingen: Stauffenburg, 2000, S. 147–168.
- KRISTEVA, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. F/M.: Suhrkamp, 1990.
- KUNNE, Andrea: *Gespräch mit Anna Mitgutsch*. In: *Deutsche Bücher* Jg. XiX, Nr. 1 (1989), S. 3–19.
- LACAN, Jacques: *Schriften I*. Olten/Freiburg i. Br.: Walter, 1973.
- LENK, Elisabeth: *Die sich selbst verdoppelnde Frau*. In: *Ästhetik und Kommunikation*, Jg. 7, Nr. 25 (1976), S. 84–87.
- LENK, Elisabeth: *Die unbewußte Gesellschaft. Über die mimetische Grundstruktur in der Literatur und im Traum*. München: Matthes & Seitz, 1983.
- MANSFIELD, Nick: *Subjectivity. Theories of the Self from Freud to Haraway*. New York: New York Univ. Press, 2000.
- MITGUTSCH, Waltrand Anna: *Das andere Gesicht*. München: dtv, 1991.
- MITGUTSCH, Anna: *Die Börsartigkeit der Banalität. Zum Werk der Marlene Haushofer*. In: *Vierteljahresschrift des Adalbert Stifters-Instituts*, Bd. 2 (1995).
- MITGUTSCH, Anna: *Versuch über das Fremdsein*. In: *Die Rampe (Hefte für Literatur)* 2/1997, S. 7–26.
- MITGUTSCH, Anna: *Erinnern und Erfinden. Grazer Poetik-Vorlesungen*. Graz: Literaturverlag Droschl, 1999.
- STORTI, Martine: *Neue Körper, neue Imagination. Interview mit Luce Irigaray*. In: *Alternative*, Jg. 19, Nr. 108/109 (1976), S. 123–126.
- TEUCHTMANN, Kristin: *Über die Faszination des Unsagbaren. Anna Mitgutsch – eine Monographie*. F/M. u.a.: Peter Lang, 2003.
- WEBER, Ingeborg: *Jacques Lacans poststrukturalistische Linguisierung der Psychoanalyse*. In: *Weber, Ingeborg: Weiblichkeit und weibliches Schreiben. Poststrukturalismus/Weibliche Ästhetik/Kulturelles Selbstverständnis*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, S. 15–21.